

Malte Brinkmann

## **Unsichtbarkeit als Problem und Chance in der qualitativen Bildungsforschung**

Meine leitende These der folgenden Ausführungen lautet: Unsichtbarkeit ist die Bedingung der Möglichkeit des bedeutungsvollen Sehens und Verstehens ist sowie der „geschickten“ bzw. operativen Praxis. Im Zwischen (Chiasmus) von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit erweist diese operative Praxis als produktiv für die qualitative, reflexive Bildungsforschung.

Zunächst möchte ich fünf epistemologische Variationen zum Thema blinde Flecken vorstellen (Teil A). Auf diese fünffache Problematik reagiert die qualitative Bildungsforschung mit drei Lösungswegen: Explikation, Dekonstruktion und Deskription. Diese möchte ich in einem zweiten Teil (B) darstellen. Dabei möchte ich zeigen, dass die hermeneutischen Sozialwissenschaften mit dem Latenzproblem zum einen das Sichtbare zugunsten des Unsichtbaren und Verborgenen entwerten und zum anderen aufgrund der Orientierung am Verborgenen vornehmlich epilogisch auf bereits Vorhandenes, Vorgefallenes oder Erfahrenes gerichtet sind, ohne einen Vorgriff auf Neues und Nicht-Gesehenes leisten zu können. Unter einer dekonstruktiven Perspektive führen sie zu kritischen Bewegungen einer phänomenologischen Theorie der Wahrnehmung, mit der Deskription und Variation als Methodologie aufgewiesen werden, die fünf blinden Flecken produktiv zu bearbeiten. Ich schließe mit einem Ausblick auf eine operative Theorie der Forschung (Teil C). Darin versuche ich mit Fink und Polanyi einen Ausblick auf eine operative Theorie qualitativer Forschung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit zu geben, mit der im Sinne einer reflexiven Empirie Theorien generiert werden könne. Operative Begriffe ermöglichen, so meine abschließende These, gerade weil sie nicht thematisch, d.h. explizit sind, theoretische und praktische Hervorbringungen und („Geschicklichkeiten“, Polanyi, S. 16).

Damit kann qualitative Bildungsforschung als reflexive Empirie bestimmt werden: Sie befragt ihre eigenen Methoden und Operationen kritisch, indem sie ihre blinden Flecken kritisch aufweist, die Grenzen konventioneller Verfahren benennt, ihre eigene Performativität reflektiert und indem sie neue Gegenstände und Methoden hervorbringt.

### **A. Fünf Variationen zum Thema „Blinde Flecken“ (Unsichtbarkeiten)**

Ich möchte mich zunächst dem Thema Unsichtbarkeit unter dem Titel „Blinde Flecken“ in fünf Hinsichten nähern (Teil A). Blinde Flecken in der Wahrnehmung und in der qualitativen Bildungsforschung möchte ich in je einer biologischen (1), phänomenologischen (2), impliziten (3), hermeneutischen (4) und systemtheoretischen (5) Perspektive betrachten.

1. Biologie: Blinder Flecken auf der Netzhaut
2. Phänomenologie: Die Rückseite des Körpers
3. Tacit knowing: Das unsichtbare Explizite
4. Hermeneutik: Der unsichtbare Horizont
5. Systemtheorie: Die unsichtbaren Kategorien

#### **1. Der blinde Fleck der Netzhaut:**

In der Biologie bzw. in der Augenheilkunde wird der blinde Fleck als die Stelle im Gesichtsfeld bezeichnet, auf der sich die Austrittsstelle des Sehnervs im Außenraum des Auges projiziert. An der Stelle, wo die Zellen zum Sehnerv zusammenlaufen und den Augapfel verlassen, gibt es keine Fotorezeptoren auf der Netzhaut (siehe den Selbstversuch auf Wikipedia zum blinden Fleck). Wir sehen also beim Sehen nicht alles, sondern erstens nur ausschnittshaft, zweitens nistet sich im Zentrum des Sehens etwas Unsichtbares ein und drittens bedingen diese beiden Aspekte die Perspektivität des Sehens. Wie aber funktioniert überhaupt sehen und wahrnehmen?

## 2. Phänomenologie: Die Rückseite des Körpers

Husserl geht davon aus, dass unsere Wahrnehmung selbst unter der Perspektive *Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit* eine immanente, intentionale bzw. gerichtete Produktivität aufweist. Er zeigt in der Analyse der Appräsentation am Beispiel eines Gegenstandes (z.B. eines Tisches), wie die „mitfungierende Intentionalität“ (HUA VI, S. 240) in der Wahrnehmung abläuft. Zum einen besteht diese Intentionalität darin, dass beim Anblick eines Tisches auf unthematische Vorerfahrungen und Erinnerungen in unterschiedlichen Abschattungen zurückgegriffen wird (Retention). Diese Vorerfahrungen sind im Sichtbaren des Tisches nicht sichtbar. Zum anderen wird bei der Wahrnehmung eines Tisches vom sichtbaren Teil auf den nicht-sichtbaren vorausgegriffen bzw. dieser antizipiert. Diese unsichtbaren Aspekte des Gegenstandes, zum Beispiel die hinteren Teile des Beines oder die Rückseite, werden antizipatorisch vorausgenommen. Der „Sinn“ dieser Aspekte wird „eingelegt“ (vgl. Brinkmann 2015). Diese Antizipation ist keine Vorstellung und keine Konstruktion, keine Vorwegnahme eines autonomen Subjekts, sondern es ist das, was in der Wahrnehmung als Unthematisches zur Wahrnehmung kommt (vgl. Buck 1989, S. 76), obwohl es unsichtbar ist. Das Unsichtbare ist konstitutiv, so Husserl, *in* der Wahrnehmung und *für* die Wahrnehmung. Wahrnehmen hat damit als leibliche Erfahrung einen Entzugscharakter. Ich sehe beim Sehen nicht das Sehen selbst (auch nicht im Spiegel und auch nicht auf Skype). Ich kann mich beim Sehen nicht beobachten, so wie ich mich beim Sprechen höre. Das Sehen hat daher nicht nur einen biologischen blinden Fleck auf der Netzhaut, sondern eine Entzugsstruktur, die es mit allen leiblichen Wahrnehmungen und Vollzügen teilt (vgl. Brinkmann 2018)<sup>1</sup>. Unsichtbar im Wahrnehmen ist der Vollzug und der Prozess des Wahrnehmens, Sehens, Beobachtens. Dieser selbst kann nicht wahrgenommen, gesehen und beobachtet werden. Auch die Bedingungen, unter denen wir Wahrnehmen, Sehen und Beobachten, werden ebenso nicht wahrgenommen, gesehen und beobachtet.

Der Rücken der Dinge und der Rücken unseres Selbst (im Spiegel) sind also für uns stets unsichtbar. Und doch sehen wir nicht nur Kulissen oder Puppen, hinter denen nichts ist (vgl. Boehm 2007, S. 46). Wir sehen die Dinge vielmehr im Rahmen eines Horizonts, der nicht jener in der Ferne, sondern der ganz nahe ist. Jedes Ding schattet sich horizontal ab, sagt Husserl, das heißt, es baut sich in einem anschaulichen Kontext auf, so dass wir es in der Wahrnehmung als *etwas* realisieren können. Dieser unsichtbare Horizont sorgt dafür, dass wir in einer Sicht andere mögliche Sichtweisen mit vergegenwärtigen können, dass also die Wahrnehmung nie in nur einer eindeutigen und isolierten Information aufgeht. Es existiert ein Überschuss von Sinn, der über die Gegenwart des Wahrnehmens hinausgeht. Subjektiver Sinn erschöpft sich nicht nur in der Leistung des Subjekts, nicht im Bedeuten. Die Sinngebung verweist auf etwas, das nicht vollständig in der Hand des Subjekts liegt, auf etwas Anderes, auf die Dinge oder jemand Anderen oder auf eine nicht gegenständliche Erfahrung der Welt. Die Phänomenologie sieht daher vor allem das produktive Potenzial des Entzugs in der intentionalen Wahrnehmung: Vor dem Hintergrund des Horizont-Begriffs wird Wahrnehmung als produktiver und konstituierender Akt begriffen: Auf der Grundlage der Intentionalität wird Sinn im Akt des Wahrnehmens eingelegt (vgl. Brinkmann 2015).

## 3. Implizites Wissen: Das unsichtbare Explizite

Polanyi stellt mit engem Bezug zu Husserl und zur Gestaltpsychologie<sup>2</sup> die These auf, „dass wir in der Wahrnehmung mehr wissen, als wir zu sagen wissen“ (Polanyi 1985, S. 14). Wir können zum Beispiel

---

<sup>1</sup><https://www.researchgate.net/project/Leiblichkeit-und-Lernen-Embodiment-in-pedagogy/update/5a31385ab53d2f0bba44051d>

<sup>2</sup> Die Gestaltpsychologie um Köhler, Koffka, Wertheimer, v. Weizäcker beharren auf dem Primat der Differenz- und Gestaltwahrnehmung. Köhler weist das sogar bei Hühnern nach (vgl. Waldenfels 2001a, S. 49f.). Das, was wahrgenommen wird, kann nur aufgrund einer Differenz als etwas wahrgenommen werden. Bei der Wahrnehmung ist Wahrnehmung von etwas *als* etwas. Am Beginn der Wahrnehmung steht nicht der isolierte Reiz, sondern die Situation und das Ganze, die gestalthaft zusammen geschaut wird. Damit wird die These der Assoziationspsychologie fraglich, mit der zwischen Reiz und Reaktion eine eindeutige, konstante Zuordnung

einen Tisch oder ein Gesicht wiedererkennen, ohne dass wir sagen können, wie wir dieses tun (ebd.). Die Einzelheiten, die wir beschreiben können, ergeben nicht die Gestalt dessen, was wir wahrnehmen. Das implizite Wissen basiert auf der Nicht-Explizierbarkeit gestalthafter Wahrnehmung. Diese Wahrnehmung ist intentional, das heißt gerichtet. Husserls Intentionalitätstheorie wird damit wissenstheoretisch und praxistheoretisch differenziert. In der „Umzu-Struktur“ (Heidegger 2006) des impliziten Wissens richtet sich das zentrale Bewusstsein (distaler Term) antizipatorisch auf die Vorwegnahme einer Handlung, während sich das unterstützende Bewusstsein (proximaler Term) implizit verhält. Wir können einen Nagel nur einschlagen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf den Nagel (distaler Term) richten, nicht auf den Hammer (proximaler Term). Wir können eine Treppe nur hochgehen, wenn wir uns auf das Ziel fokussieren (distal), nicht auf die einzelnen Stufen (proximal). Würden wir den proximalen Term fokussieren, würden wir diesen nicht nur nicht explizieren können, sondern unser Handeln würde scheitern: Wir würden uns auf den Finger schlagen bzw. stolpern. Für Polanyi wie für Husserl ist die Intentionalität der Wahrnehmung in der Leiblichkeit begründet. „Unser Körper ist das einzige Ding in der Welt, das wir gewöhnlich nie als Gegenstand, sondern *als* die Welt erfahren, auf die wir von unserem Körper aus unsere Aufmerksamkeit richten. Erst durch diesen intelligenten Gebrauch unseres Körpers empfinden wir ihn als unseren Körper und nicht bloß als ein äußeres Ding“ (Polanyi 1985, S. 23). Das Wahrgenommene ist in seiner Gestalt sagbar (als Ganzes, distaler Term), nicht aber in seinen Einzelheiten (proximaler Term). Diese sind zwar sichtbar, aber in ihrer intentionalen gestalthaften, antizipatorischen Zusammenstellung unsichtbar. Es ergibt sich ein nur scheinbares Paradox: Das Implizite ist im intentionalen Akt der Wahrnehmung also sichtbar, während das Explizite unsichtbar bleibt.

#### 4. Hermeneutik (Dilthey/Gadamer): Der unsichtbare Horizont

Die Hermeneutik hat ausgehend von Schleiermacher, Dilthey und Gadamer die Voraussetzungshaftigkeit des Sehens herausgearbeitet. Der Begriff des Vorurteils wird positiv bestimmt als Voraussetzung des geschichtlichen Verstehens: Dem Verstehen liegt eine Latenz zugrunde, die sich von der Tradition her bestimmt (Gadamer 1990, S. 270f., 305f.). Insofern ist jedes Sehen schon geschichtlich bestimmt und impliziert eine Interpretation. Jede Interpretation hat die Autorität der Tradition anzuerkennen (Buck 1981, S. 62). Die Tradition hat jeweils subjektiv-biographische und objektiv-kulturelle Ausprägungen („objektiver Geist“, vgl. Dilthey 1997). Subjektive, kulturelle und historische Vorurteile sind unsichtbar und bedürfen daher einer besonderen Technik: der Rekonstruktion. Jede Interpretation ist in erster Linie Rekonstruktion, die auf biographischen, kulturellen und geschichtlichen Vorurteile aufruft und diese – zirkulär – bearbeitet. Das Verstehen des Forschers/der Forscherin wird damit als Deutung, Rekonstruktion bzw. Interpretation bezeichnet, das heißt als nachgeordnete und auf Vorhandenes und Bestehendes gerichtete Wiederherstellung eines vergangenen Sinns.

Gadamer übernimmt den Horizont-Begriff und wendet ihn hermeneutisch. Das Wahrnehmen bzw. Sehen eines Tisches bzw. eines Gesichts vollzieht sich vor dem Hintergrund eines biographischen, geschichtlichen und kulturellen Horizonts. Das Ganze als Horizont der Biographie, der Geschichte, der Kultur („Traditionszusammenhang“, Gadamer 1990) macht das Gesehene sichtbar, das heißt verstehbar. Das Besondere (der Tisch, das Gesicht) wird also erst vor dem Horizont des Ganzen (der Kultur, der Geschichte) sichtbar, das heißt verstehbar. Aufgrund der Zirkelstruktur des Verstehens (hermeneutischer Zirkel) zwischen Teil und Ganzem hat zur Folge, dass die subjektiven Horizonte (Vorurteile), die geschichtlichen Horizonte (objektiver Geist) und die kulturellen Horizonte (Zeitgeist) beim Sehen nicht sichtbar sind, sie sind vielmehr die Voraussetzung des Sehens und die Bedingung der Möglichkeit von Sichtbarkeit.

---

angenommen wird. Merleau-Ponty greift wie Polanyi auf Erkenntnisse der Gestaltpsychologie zurück ({Merleau-Ponty 1976 #1264}, vgl. {Brinkmann 2012 #6466: 73-78})

## 5. Luhmann: kategoriale blinde Flecken

Sehen bzw. Beobachten setzen schon Unterscheidung voraus. Die Gestalttheorie zeigt, dass wir den Fleck nur vor dem Hintergrund des Teppichs sehen können, das Ganze also dem Besonderen vorausliegt. Die Hermeneutik zeigt, dass wir das Gesicht nur verstehen können, wenn wir es vor dem Hintergrund eines biographischen, geschichtlichen und kulturellen Horizonts betrachten. Polanyi macht deutlich, dass wir im intentionalen Akt der Wahrnehmung unsichtbare, explizite Einzelheiten voraussetzen. Differenztheoretisch wird damit deutlich: Ich kann den Fleck nur in Differenz zum Teppich, das heißt „mit Hilfe einer Unterscheidung“ (Luhmann 1990, S. 123) erfassen. „Jeder Beobachter beobachtet, was er beobachten kann aufgrund einer Unterscheidung, deren Einheit sich seiner Beobachtung entzieht (...) Jede Beobachtung braucht ihre Unterscheidung und also ihre paradoxe Identität des Differenten als ihren blinden Fleck, mit dessen Hilfe sie beobachten kann. Ein anderer Beobachter kann auch dies nur beobachten – aber nur bei anderen, nicht bei sich selbst (ebd., S. 123). Um beobachten zu können, müssen wir also Unterscheidungen voraussetzen, die sich aus Begriffen und Kategorien ergeben, zum Beispiel die Unterscheidung zwischen Kind und Erwachsenem, zwischen Lernen und Bildung, zwischen Sozialisation und Erziehung usw. Diese Kategorien sind nicht sichtbar, sie strukturieren aber die Wahrnehmung als Differenzgeschehen. Man könnte sie höchstens, so die Hoffnung Luhmanns, als Beobachter zweiter Ordnung beobachten. Allerdings muss dieser Beobachter ebenfalls eine von den Beobachtern nicht selbst zu beobachtende Unterscheidung treffen, was nach Luhmann in ein Paradox führt. Für die Pädagogik bedeutet dies zudem: Es können also die Normen und Ziele, mit denen wir wahrnehmen, sehen und beobachten, nicht gleichzeitig wahrgenommen, gesehen, beobachtet oder gar reflektiert werden.

Zwischenfazit:

Es lassen sich in dieser Umschau vorläufig fünf Formen des blinden Fleckes und der Unsichtbarkeit unterscheiden: Der biologische blinde Fleck auf der Netzhaut, die phänomenologische Unsichtbarkeit als die Rückseite der Körper, das unsichtbare Explizite und sichtbare Implizite nach Polanyi, der unsichtbare Horizont nach der Hermeneutik und schließlich die Unsichtbarkeit der Kategorien nach Luhmann.

Aus einer phänomenologischen Perspektive auf die Praxis des Wahrnehmens kann deutlich werden: Unsichtbarkeit ist nicht Unsagbarkeit. Gleichwohl ist das Implizite die Voraussetzung für praktische Operationen, für „geschickte“ (Polanyi) Handlungen. Nur am Maßstab einer „objektiven“ Wahrheit der Zentralperspektive bzw. eines machtförmigen „Panoptismus“ (Foucault 1994) kann Unsichtbarkeit als ein Versagen oder ein Betriebsunfall erfolgreichen objektiven Sehens und Beobachtens gelten. Unsichtbarkeit ist daher die Bedingung der Möglichkeit

- des Sehens und Verstehens überhaupt (weil es einen Horizont gibt),
- der Bedeutung im Sehen (weil etwas *als* etwas wahrgenommen werden kann),
- des praktischen Umgangs mit dem Gesehenen (weil die implizite Gestalt des Wahrgenommenen antizipiert werden kann),
- weil überhaupt etwas unterschieden werden kann und
- weil schließlich damit praktisch „geschickt“ umgegangen werden kann.

Ich werde am Schluss zeigen, dass das Unsichtbare nicht nur Voraussetzung für praktisches Können, sondern auch für theoretische, „produktive“ Operationen ist.

## **B Lösungswege: Explikation, De(kon)struktion, Deskription, Reduktion**

Das Problem der Unsichtbarkeit sind in der qualitativen Sozial- und Bildungsforschung natürlich nicht unbekannt. Die sozialwissenschaftliche und erziehungswissenschaftliche Bildungsforschung nimmt für sich in Anspruch, reflexiv vorzugehen. Zum einen erhebt sie gerade in letzter Zeit den Anspruch, das Verhältnis von Bildungstheorie und Bildungsforschung im Sinne einer reflexiven und „theoretischen Empirie“ (Kalthoff 2008) neu zu bearbeiten (vgl. Miethe und Müller 2012, Meseth et al. 2016). Zum

anderen beansprucht sie, auf besondere Weise gegenstandsangemessen zu sein, indem sie sich der Lebenswelt der Subjekte, den subjektiven Deutungen ihrer Wirklichkeit und ihrem Kommunikations- und Interaktionsstil annimmt. Reflexivität meint dabei erstens, sich ihrer Methoden und Zugänge auf eine besondere Art und Weise bewusst zu sein, zweitens sich der Frage nach der Spezifik empirischer Methoden in einem pädagogischen Forschungsfeld auf besondere Weise anzunehmen und drittens die Wirkung ihres Vorgehens (Performativität) reflexiv erfassen zu können. Sie ist viertens davon überzeugt, dass sie nicht nur Methoden anwendet, sondern – man denke hier an die Grounded Theory und die sich daran anschließende reflexive Empirie (vgl. Meseth et al. 2016) – Theorien generieren kann. Dabei geht es auch um einen „erfahrungsbezogenen Umgang“ mit der Frage „auf welche Weise eine erziehungswissenschaftliche Forschung sich noch einmal in einer reflexiven und problematisierenden Weise zu ihren Leitkategorien verhalten kann“ (Schäfer und Thompson 2014b, S. 11).

Es lassen sich in der sozialwissenschaftlichen und erziehungswissenschaftlichen qualitativen Forschung drei Techniken unterscheiden, wie mit den blinden Flecken reflexiv umgegangen werden kann: Explikation, De(kon)struktion und Deskription.

### 1. Explikation (hermeneutische Sozialwissenschaften und Bildungsforschung)

Explikation und Verschriftlichung sind die Königswege der qualitativen Sozialforschung. Der unsichtbare Horizont soll expliziert, d.h. ausgesprochen und verschriftlicht werden, um die Vorurteilsstruktur der Wahrnehmung und des „elementaren Verstehens“ (Dilthey) zu durchbrechen. Damit bietet sich die Möglichkeit, sich zu den eigenen Vorurteilen reflexiv verhalten zu können und die Gewalt der „Übersetzung“ in eine andere, fremde Ordnung „sensitiv“ abfedern zu können (vgl. Kalthoffs „sensitive Ethnographie“, Kalthoff 2006). Mittels Explikation soll also die Reflexivität der Forschung, d.h. die kritische Bezugnahme auf die eigenen Vorurteile und Setzungen, d.h. auf die blinden Flecken, erreicht werden.

Die hermeneutisch orientierte Forschung basiert auf der Annahme, dass sich hinter oder unter dem Sichtbaren ein unsichtbarer Horizont verbirgt. Verstehen als Rekonstruktion richtet sich damit auf einen latenten Sinn impliziter Strukturen (Oevermann 2002, Wernet 2009), eines impliziten Sinnhorizonts (Dilthey, Gadamer) oder auf eine latente „Praktik“ (Schatzki 2008, Schatzki et al. 2001, Breidenstein et al. 2013) oder einen impliziten Habitus (Bohnsack 2010) bestimmt. Sinn gilt damit als etwas, das sich in den empirischen Daten repräsentiert und durch die Arbeit der Interpretation, Deutung, Rekonstruktion in die Präsenz der Gegenwart geholt werden kann. Erst in dieser Rekonstruktion des latenten Sinns durch den wissenden und (besser-)verstehenden Forscher kann dieser hervorgeholt und zur Sprache gebracht werden.

Hierin manifestiert sich das Erbe der Hermeneutik und ihre Orientierung am Text, am gesprochenen Wort. Wie soll etwas explizit gemacht werden, das sich nicht der Logik der Grammatik (Nietzsche) fügt, das gegebenenfalls vorprädikativ und implizit fungiert und sich daher nicht explizieren und typisieren lässt (vgl. Polanyi 1985)? Anders gefragt: Wie soll *anders* verstanden werden (vgl. Gadamer 1990), wenn sich Andersverstehen der Logik der identifizierenden und falsifizierenden Forschung fügen muss? Damit orientiert sich die qualitative Sozialforschung an der Logik der Grammatik (Nietzsche)<sup>3</sup> und kann so ihren eigenen Ansprüchen nicht gerecht werden, nämlich das implizite Nicht-Explizierbare (das Leibliche, Sinnliche, Emotionale, Vorrationalale und Vorprädikative) explizieren zu können. Zum anderen kann nur der verstehende Rekonstrukteur die Hinterwelt des empirischen Sinns explizieren, eines Sinns, der angeblich den Akteuren selbst unbewusst ist. Die (Selbst-)Ermächtigung des Interpreten legitimiert die Rekonstruktion einer Hinterwelt als Repräsentation eines Unbewussten, Unausgesprochenen, Unsichtbaren (vgl. {Derrida 1984 #7274}).

---

<sup>3</sup> „Die ‚Vernunft‘ in der Sprache: oh was für eine alte betrügerische Weibsperson! Ich fürchte, wir werden Gott nicht los, weil wir noch an die Grammatik glauben“ (Nietzsche 1988, S. 78).

Ich möchte – mit Heidegger – im Folgenden eine Gegenthese aufstellen: Die permanente Unterstellung von latentem Sinn in der Hermeneutik führt nicht dazu, die Sachen besser oder anders oder überhaupt zu verstehen, sondern vielmehr umgekehrt:

„Faktisch ist es (...) so, dass unsere schlichtesten Wahrnehmungen und Verfassungen schon *ausgedrückte*, mehr noch, in bestimmter Weise *interpretierte* sind. Wir sehen nicht so sehr primär und ursprünglich die Gegenstände und Dinge, sondern zunächst sprechen wir darüber, genauer sprechen wir nicht das aus, was wir sehen, sondern umgekehrt, wir sehen, was man über die Sache spricht“ (Heidegger 1994, S. 75).

Die Annahme, dass sich hinter oder unter dem Sichtbaren latenter Sinn verbirgt, verstellt den unvoreingenommenen Blick auf die Sache. Hermeneutische und rekonstruktive Verfahren verhindern geradezu, dass wir zunächst einmal das sehen, was sich zeigt. Sie beschäftigen sich mit einer Hinterwelt des Sinns, die in die Sachen hineingeheimnist wird. Deren „Erfindung“ (Nietzsche) macht es möglich, dass sich Verstherer und Rekonstrukteure als Besserverstherer und Analytiker eines den Beteiligten vermeintlich unbewussten und unausdrücklichen Sinns aufschwingen. Der „gute“ Wille des Hermeneuten (Vgl. Derrida 1984) wird so zum Instrument einer Interpretations- und Identifikationsmacht, die, indem sie zirkelhaft unaufhörlich um sich selbst kreist (Foucault 1974), die Differenz von Ausdruck und Ausgedrücktem (Dilthey), von Verstherendem und Verstandenem (Schleiermacher), von Erfahren und Erfahrenem (Gadamer) einschleift und einer text- und vernunftzentrierten Rationalität unterwirft.

Darüber hinaus bleibt im rekonstruktiven Verfahren unklar, wie aus der Vorgängigkeit des allgemeinen Sinnhorizontes über die induktive Erkenntnis des Besonderen ein neues, anderes Allgemeines gefunden werden kann. An anderer Stelle habe ich die These genauer ausgeführt: Die rekonstruktiven Sozialwissenschaften sind primär auf Reproduktion des Bestehenden (des Allgemeinen bzw. des Besonderen) ausgerichtet. Die Rekonstruktion von Sinn ist epilogisch auf bereits Vorhandenes, Vorgefallenes oder Erfahrenes gerichtet und kann damit keinen Vorgriff und Ausgriff auf etwas Neues, Anderes, Nicht-Gesehenes und Nicht-Gewusstes leisten (vgl. Brinkmann 2014, Brinkmann 2015).

## 2. Dekonstruktion und Genealogie

Dekonstruktive Methoden finden in der erziehungswissenschaftlichen Diskursanalyse Verwendung (vgl. Culler 1999, Wimmer 2006), entweder als Analyse diskursive Praktiken (Schäfer und Thompson 2014a) oder als Analyse von Diskursen in Medien, Dokumenten oder Institutionen .

Eine de(kon-)struktive Vorgehensweise interpretiert nicht, sondern sie weist in der Nachfolge Nietzsches eine Genealogie derjenigen Praktiken, Begriffe und Aussagen auf, die sie in den Mittelpunkt rückt. Die dekonstruktive Methode orientiert sich an Heideggers Verfahren der Destruktion der metaphysischen Voraussetzungen. Heidegger – und in seiner Nachfolge Derrida, Foucault, Levinas und Nancy – destruiert die Grundannahmen der abendländischen Metaphysik: Subjektivität, Intentionalität, Objektivität, Kausalität. Er betreibt in der Nachfolge Nietzsches eine Genealogie, die er als Aufweis der Geschichtlichkeit des Seinsverhältnisses und der abendländischen Metaphysik der Subjektivität versteht (Heidegger 1968, Heidegger 1999, Heidegger 1996). Die Metaphysik der Subjektivität manifestiert sich in einem Verblendungszusammenhang einer nicht-durchschauten Ontologie: Das Subjekt wird als Ursprung und Urheber der Wahrnehmung, des Wissens und der Erkenntnis stilisiert und einem Objekt entgegengestellt (vgl. Heidegger 1962). Der Gegenstand wird also im Modus des Vor-Stellens vergegenständlicht. Das wiederum setzt eine Ontologie des Gegenstandes voraus, dem eine Ontologie des Subjekts entspricht.

Für eine Dekonstruktion braucht es demnach nicht Auslegung, Interpretation oder Rekonstruktion des Beobachtens und seiner Voraussetzungen. Es braucht vielmehr eine kritische De(kon-)struktion ihrer Voraussetzungen. Dazu bedarf es eines „Schrittes zurück“ (Heidegger): „Der Schritt zurück verlangt, (...) den Bezirk des bloßen Sich-Einstellens“ zu verlassen (Heidegger 1962, S. 37). Das heißt weder Interpretation noch Explikation noch Epoché (Einklammerung, Husserl) führen ans Ziel, da alle diese

Operationen eine subjektive Einstellung eines autonomen (metaphysischen) Subjekts zur Voraussetzung haben. Der Schritt zurück ist vielmehr der Schritt zurück aus der Metaphysik der Subjektivität („Machenschaften des Menschen“) und der technischen Wissenschaften („vorstellendes, das heißt erklärendes Denken“) (ebd., S. 180).

Eine Genealogie des Beobachtens nimmt als die Geschichte der Praxis des Beobachtens und seiner Voraussetzungen kritisch in den Blick. Die neuzeitliche Erfindung der Zentralperspektive drückt ein neues Mensch-Welt-Verhältnis aus, mit dem die Körper in einem geometrisch berechenbaren Raum eingespannt werden. Diese Geometrisierung der Wahrnehmung (Merleau-Ponty 1986) wird in der modernen Kunst spätestens im 20. Jahrhundert wieder aufgelöst (Meyer-Drawe 1986) – man denke nur an den Symbolismus oder an Picassos „Harlekin“. Gleichwohl leitet sie heute noch die Wahrnehmung beim Beobachten und Beschreiben von Bildern.

Die Perspektivität, die seit der Renaissance in Kunst und Wissenschaft (Entdeckung der Zentralperspektive als geometrische und berechenbare Homogenisierung von Körper und Raum) zum Reflexionspunkt des Sehens wird (vgl. Edgerton 2002), schlägt sich auch in der neuzeitlich-naturwissenschaftlichen Forschung nieder. Ab dem 17. Jahrhundert wird Wahrnehmen vor allem als Sehen bestimmt und vom Beobachten unterschieden. Beobachten gilt als gelenktes, planvolles analytisches Sehen, das mittels Methode unabhängig von subjektiven, geschichtlichen und kulturellen Einflüssen eine Objektivität gewährleisten soll (vgl. Reh 2012). Selektion durch Methodisierung und Finalisierung auf einen Zweck hin unterscheidet damit Wahrnehmen von Beobachten (vgl. Reh 2012, S. 5). „Beobachtung ist jede Analyse von Wahrnehmungen, die absichtlich nach bestimmtem Plan, in besonderer ‚Einstellung‘ vorgenommen wird, kurz: geplante, sinnvoll gelenkte Wahrnehmungsanalyse. In den Begriffen: Absicht, Plan, Einstellung liegt das Charakteristische (Petersen und Petersen 1965 zitiert nach Reh 2012, S. 5). Perspektivität und Selektivität werden damit zu Operationen von Wissenschaft und Forschung. Sie bedürfen einer eigenen Methodologie und einer eigenen Reflexivität. Die Methodisierung der Beobachtung setzt also eine Distanzierung des Beobachters (Subjekt) vom Beobachteten (Objekt) voraus. Dieser Subjekt-Objekt-Dualismus teilt also das implizite leibliche, gestalthafte Wahrnehmen in zwei getrennte Einheiten auf, wobei dabei sowohl das Subjekt subjektiviert als auch das Objekt objektiviert wird (vgl. Foucault 1991). Der Subjekt-Objekt-Dualismus liegt den neuzeitlichen Wissenschaften und ihren Methoden zugrunde. Für das Wahrnehmen bedeutet das, dass die Wahrnehmung einem distanzierenden, objektivierenden und subjektivierenden Modell unterworfen wird. Davon ausgehend werden Techniken der Beobachtung und eine Technisierung des Beobachtens über technische Geräte möglich, Beobachten wird zum Messen und Experimentieren. Der leibliche Beobachter wird durch technische Geräte ersetzt. Merleau-Ponty hat gezeigt, dass mit einer genealogischen Perspektive auf diese habituelle Formung der Wahrnehmung Prozesse kritisch aufgeklärt werden können, die er eine Geometrisierung der Wahrnehmung nennt (vgl. Merleau-Ponty 1986, S. 18).

### 3. Sehen-lassen: Deskription, Reduktion, Variation

Die phänomenologische Manier unterscheidet sich grundlegend von den hermeneutischen Zugängen der Rekonstruktion eines latenten Sinns. Phänomenologen unterscheiden zunächst das text- und sprachbasierte sowie vernunftzentrierte Verstehen von einem vorgängigen Sehen und Sehenlassen. Wie Heidegger im berühmten § 7 von Sein und Zeit zum „Methodenbegriff“ der Phänomenologie verdeutlicht, bezeichnet ein Phänomen etwas, das sich zeigt (Heidegger 2001, § 7). Das Phänomen (*phainomenon*) als das Erscheinende verweist entgegen dem abendländischen onto-theologischen Dualismus gerade nicht auf etwas Verborgenes, Eigentliches, Wesenhaftes, Wahres, Latentes, Symbolisches, sondern ist eben deshalb Phänomen, weil es oberflächlich ist. Erscheinen ist so gesehen gerade „*Sich-nicht-zeigen*“ (ebd., S. 29) eines Latenten, Symbolischen, Verborgenen.

Phänomenologie ist daher die Praxis des Sich-zeigen-lassen von etwas „Nursichtbaren“ (Wiesing 2013). Sie ist eine Haltung und Einstellung der radikalen Immanenz. Sie versteht die Welt nicht als Offenbarung, sondern umgekehrt: Sie versteht das Offenbare als Welt (ebd., S. 39). Sie kann also die

hermeneutische Unterstellung von latentem Sinn vermeiden, indem sie sich auf das Präsenze, Sichtbare konzentriert. Gerade damit gelingt es ihr, das Unsichtbare in der Wahrnehmung zu thematisieren und zu reflektieren und, so werde ich im Folgenden zeigen, produktiv zu nutzen.

Die phänomenologische Theorie der Wahrnehmung (Merleau-Ponty 1974, Waldenfels 2005, Polanyi 1985) zeigt, dass Wahrnehmen als intentionaler Akt stattfindet. Wahrnehmen ist gerichtet auf etwas, im Wahrnehmen von etwas nehmen wir Etwas *als* Etwas wahr, wobei der Prozess des Wahrnehmens sowohl aktiv als auch passiv bestimmt ist. Mit anderen Worten: Um etwas wahrnehmen zu können, muss es etwas geben, das aufgenommen werden kann. Die Theorie der Wahrnehmung fragt also nach dem Wie des Wahrnehmens, Sehens und Beobachtens.<sup>4</sup> Das heißt, unsere Wahrnehmung ist bestimmt nicht nur von unserer Erfahrungsgeschichte, sondern auch von dem Gegenstand, der wahrgenommen wird und einem bestimmten Kontext, in dem wahrgenommen wird.

Die Phänomenologie des Leibes führt die o.g. fünf blinden Flecken auf unser leibliches Verhältnis zu uns selbst und zur Welt zurück: „Unser Körper ist das einzige Ding in der Welt, das wir gewöhnlich nie als Gegenstand, sondern *als* die Welt erfahren, auf die wir von unserem Körper aus unsere Aufmerksamkeit richten.“ (Polanyi 1985, S. 23) Auf dieser wahrnehmungstheoretischen und leibphänomenologischen Grundlage lassen sich analytisch drei Zugänge zur Praxis des Wahrnehmens, Sehens und Beobachtens unterscheiden.

Eine wissenschaftliche und phänomenologische Auseinandersetzung hat ihren Ausgang bei den lebensweltlichen Erfahrungen zu suchen. Phänomenologische Reflexion versucht andere lebensweltliche Erfahrungsformen nicht zu okkupieren, sondern sie in ihrer jeweiligen Artikulationsweise zu respektieren (vgl. Brinkmann 2010, S. 9). Zum anderen hat eine phänomenologische Reflexion diese lebensweltlichen Erfahrungsformen nicht nur anzuerkennen, sondern auch reflexiv zu thematisieren, also zu ent-selbstverständlichen. Das Wahrgenommene, Gesehene und Beobachtete soll in Distanz gerückt werden. Dies geschieht durch Techniken der Einklammerung (Epoché), des verlangsamten und verfremdenden Sehens, der Variation des Gesehenen und der Verschriftlichung (Beschreibung) (vgl. Brinkmann 2015, Brinkmann 2017, Brinkmann und Rödel 2017).

#### a. Reduktion

Die Phänomenologie „operiert“ nicht bloß mit dem Unterschied von Thema und Operation, sie ‚thematisiert‘ ihn auch ausdrücklich“ (Fink 2004a, S. 193). Damit ist die Differenz in die phänomenologische Methodologie eingeschrieben. Es geht der Phänomenologie um die Rekonstruktion von Differenzen als Ausprägung der signifikativen Differenz im Etwas-als-Etwas-Sehen, d.h. um die „Rückführung dessen, was sich zeigt, auf die Art und Weise, wie es sich zeigt“ (Waldenfels 1998, S. 30).

Phänomenologen gehen zunächst vom intuitiven und naiven Nachvollzug aus (Generalthesis) (Husserl 1950 ff, S. 52ff.). Er klammert dann im Unterschied zur hermeneutischen Vorgehensweise den Modus des elementaren Verstehens (Dilthey) und die damit verbundenen Schemata ein (Reduktion, Epoché). In der eidetischen Reduktion werden sowohl die „natürlichen“ Vorurteile als auch die wissenschaftlichen Modellierungen eingeklammert (vgl. Merleau-Ponty 1974, S. 5f.) Ziel dieses Verfahrens ist nicht, eine vermeintliche Neutralität herzustellen, sondern es soll sich etwas zeigen, was sich von der Sache her zeigt. Dazu differenziert die Phänomenologie den Akt der Wahrnehmung, indem sie zwischen dem Wahrgenommenen und der Wahrgenommenheit, zwischen Vermeintem und Vermeinen (Heidegger 1994, S. 61) bzw. zwischen Noesis und Noema (Husserl 1950 ff, S. 179ff.) unterscheidet. Mit dieser signifikativen Differenz (Waldenfels) im Etwas-als-Etwas-Wahrnehmen kann

---

<sup>4</sup> „Wir nehmen nicht den Fleck ‚an sich‘ wahr, sondern den Fleck an der Wand oder auf der Hose. Wir denken kein ‚Rot an sich‘, sondern eine rote Fläche, eine rote Blutspur oder rote Rosen,“ so Meyer-Drawe mit deutlichem Bezug zur Gestaltpsychologie, „Unser Wahrnehmen ist vielmehr eine Strukturierungsleistung in bestimmten Kontexten. Deshalb ist das Hören eines Konzertes im Konzertsaal grundsätzlich verschieden von dem Zuhören einer Reproduktion auf etwa einer Schallplatte.“ (Meyer-Drawe 2002, S. 20)



das Wie der Wahrnehmung, kann ihre Genese und können die 'Vorurteile' im Wahrnehmen und ihre Bedingungen einer besonderen Reflexion unterzogen werden.

#### b. Deskription

Die phänomenologische Haltung setzt daher voraus, dass sich die Sachen erst im Zuge der phänomenologischen „Behandlungsart“ (Heidegger 2001, S. 27) zeigen. Erst nach der operativen bzw. eidetischen Reduktion kann die Deskription als Praxis des Sehen-lassens die „leibhaften Selbstgegebenheit“ der Sache herausarbeiten (Heidegger 1994, S. 54). Traditionell wird der Prozess der Wahrnehmung am exemplarischen Fall einer natürlichen Ding-Wahrnehmung dargestellt:

„Ich sehe nicht ‚Vorstellungen‘ von dem Stuhl, erfasse kein Bild von dem Stuhl, spüre nicht Empfindungen von dem Stuhl, sondern sehe *ihn* schlicht – ihn selbst. Das ist der nächstgegebene Sinn des Wahrnehmens“ (ebd., S. 48). „*Anschaung* besagt: Schlichtes Erfassen des leibhaft Vorgefundenen Selbst, so wie es sich zeigt“ (ebd., S. 57). Wahrnehmen wird damit zunächst in einen Zusammenhang mit dem Wahrgenommenen gestellt. Intention und Intention gehören zusammen. Nur auf dieser Grundlage ist die „oberste methodische Regel“ der phänomenologischen Deskription zu verstehen, „sich gerade nicht um Deutungen zu bemühen, sondern lediglich nur das festzuhalten, was sich selbst zeigt, mag es auch noch so dürftig sein“ (ebd., S. 63). Auf dieser Grundlage können nun die zuvor eingeklammerten „Interpretation“ und Modelle als Perspektiven auf das Nursichtbare Phänomen wieder aufgegriffen werden. In der ideierenden Variation von Perspektiven werden gemeinsame Merkmale ermittelt mit dem Ziel der Produktion von Schemata als Theorien mittlerer Reichweite.

#### c. Ideierende Variation: Produktion von operativen Schemata als Theorien mittlerer Reichweite

„Die konstitutive Aufgabe phänomenologischer Beschreibung liegt darin, dass sie Schemata formuliert, die zwischen den abstrakten theoretischen Begriffen und den konkreten Verhaltensweisen einer beobachteten oder beabsichtigten Praxis vermitteln“ (Loch 1998, S. 314).

Die Phänomenologische Methode ist daher selbst produktiv, indem sie Sinn einlegt (Fink 1978, S. 13ff.). Das aber ist keineswegs ein willkürliches oder zufälliges Vorgehen. Husserl nennt die Aktivität in der Variation ein „phantasiemäßiges Umfingieren“ (Husserl/Landgrebe 1999, S. 413) im fiktionalen Modus einer Quasi-Erfahrung (ebd., S. 416). Im Modus der Variation können durch Vergleich Schemata als invariante Merkmale ermittelt werden (Heidegger 1994, S. 92).

Husserl insistiert darauf, dass die „alte Abstraktionslehre“, die aus dem Besonderen das Allgemeine induktiv abzuleiten versucht, insofern problematisch und falsch ist, als dass sie den „Zwitterstatus“ der ideierenden Variation und Abstraktion verkenne. Voraussetzung der Variation ist die Haltung, die „Mannigfaltigkeit“ und „Vielheit“ „nie ganz aus dem Griff“ zu lassen (Husserl/Landgrebe 1999, S. 413) Dann erscheint in der Einheit der „Widerstreit“ der Differenzen, die „konkrete Zwittereinheit sich wechselseitig aufhebender, sich koexistential ausschließender Individuen“ (ebd.). Merleau-Ponty verwendet dafür den Begriff des Chiasmus. Husserl bezeichnet dieses Phänomen der realen und fiktiven Überkreuzung mit dem Wort der „Überschiebung“: Das Variierte „streitet als Differierendes in der Überschiebung“ (ebd., 418). Daher achtet die phänomenologische Beschreibung vor allem auf die Pluralität und Ambiguität von Sinnphänomenen in der Erfahrung. Zudem kann sie epistemologisch trennen zwischen einer verstehenden Wahrnehmung (eines Phänomens) und der auf Erkenntnis gerichteten Operation der Deskription als Variation und Ideation.

Die ideierende Variation operiert auf einer „fiktionalen“ (Husserl) Ebene, die einer genaueren Analyse bedarf. Sie ist weder eine abstrakt-metaphysische noch eine rein empirische Operation. Auf ihr findet vielmehr eine Überkreuzung von real Wahrgenommenem und fiktiv Variiertem, von empirisch Gegebenem und imaginativ Abstrahiertem statt. Das zu beschreibende Phänomen ist daher kein Fall einer allgemeinen Regel. Es steht vielmehr als Beispiel für eine Allgemeinheit mittlerer Reichweite, die in der phantasiemäßigen Variation als sich durchhaltendes Merkmal ermittelt wird.

## B. Operative Theorie der Forschung zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit

Nach Luhmann führt die Beobachtung der Beobachtung in ein Paradox, weil der zweite Beobachter ebenfalls eine von den Beobachtern nicht selbst zu beobachtende Unterscheidung treffen muss. Phänomenologisch ist dieses Paradox durchaus zu erklären, setzt man nicht wie Luhmann den Beobachter als eine „Black Box“ voraus, die ausschließlich autopoietisch auf sich selbst bezogen ist. Eugen Fink unterscheidet im Unterschied dazu daher zwischen thematischen und operativen Begriffen, welche in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen. Thematische Begriffe sind Begriffe, „in welchen das Denken sein *Gedachtes* fixiert und verwahrt“ (Fink, 1957, S. 324; Hervorhebung im Original). Dazu zählen z.B. der von Herbart geprägte Begriff von Bildsamkeit im Bereich der Pädagogik und der an Kants Ästhetik orientierte Begriff von ästhetischer Erfahrung im Bereich der Ästhetik. Thematische Begriffe der Pädagogik sind die sog. Grundbegriffe wie Lernen, Erziehung, Sozialisation usw. Operative Begriffe sind hingegen implizite Begriffe, mit denen wir bei der Bildung von thematischen Begriffen operieren, aber die wir nicht zur einer gegenständlichen Fixierung bringen. Sie bleiben „im Schatten“, also unsichtbar und unsagbar, als das „so *umgängig Verbraachte, Durchdachte*, aber nicht eigens *Bedachte* eines philosophierenden Denkens“ (ebd., S. 325; Hervorhebung im Original).<sup>5</sup> Operative Begriffe sind anthropologische Vornahmen, Vorstellungen und Modelle vom Menschen als Subjekt, von Interaktion oder Handlung – etwa die Unterstellung, alles Handeln sei absichtlich oder jede Interaktion sei ausschließlich Aktion; es sind kulturelle und geschichtliche geprägte Begriffe wie Individuum oder Selbstbewusstsein, Autonomie usw.. Die operativen Begriffe sind es, die uns als implizite eine Operation, Polanyi würde hier ergänzen: eine Handlung, ermöglichen, gerade weil sie nicht thematisch, d.h. explizit sind. Die „Verschattung“ (Heidegger) ermöglicht ihre Produktivität für theoretische und praktische Vollzüge („Geschicklichkeiten“, Polanyi, S. 16). Die operativen Begriffe sind also höchst produktiv. Sie bewegen sich daher in einem Zwischen: zwischen Fiktivem und Wahrgenommenem, zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Sind implizit und daher – mit Polanyi – sichtbar, aber nicht thematisch: sie sind verschattet. Sie können genealogisch ermittelt und de(kon)struktiv analysiert werden.

Damit bietet die Phänomenologie die Möglichkeiten, den Prozess des Entwerfens von Begriffen und Schemata epistemologisch neu zu fassen. Der Chiasmus zwischen Fiktivem und Wahrgenommenem, Sichtbarem und Unsichtbarem scheint ein Modus zu sein, das aufzuklären, was Pierce das Emotionale im logisch-semiotischen Verfahren der Abduktion oder Schleiermacher das Divinatorische im hermeneutischen Verfahren nennt. Ansätze für die Produktivität der phänomenologischen Methode im Bereich der pädagogischen Videographie liegen bereits vor (vgl. Rödel 2017). Eine weitere

---

<sup>5</sup> Mit der Differenz im Etwas-als-etwas-Wahrnehmen kann nicht nur das *Wie* der Wahrnehmung in der Analyse der Intentionalität, es können auch in einer auf Erkenntnis bezogenen Operation Vorurteile, Vormeinungen und Schemata im Wahrnehmen sowie ihre Bedingungen und Legitimationsstrategien einer besonderen Reflexion unterzogen werden. Phänomenologische Reduktion, Deskription und Variation als auf Erkenntnis gerichtete Operationen, wie ich sie im Folgenden darstellen möchte, werden eingesetzt, um die eigenen Vorverständnisse so zu thematisieren, zu reflektieren und zu variieren, dass das Andere in der Wahrnehmung sichtbar werden und damit eine Öffnung für die Gegebenheit von Sinn und Welt möglich werden kann. Es geht darum, sich im Sehen etwas auffallen und etwas zeigen zu lassen, d.h. etwas zu sehen, was vor der phänomenologischen Analyse nicht gesehen, was verstellt, verschattet (vgl. Heidegger 2001, S. 35f.) oder verdeckt worden war. Die phänomenologische Losung *Zu den Sachen selbst* bedeutet daher zunächst einmal, die unwillkürlichen Deutungen und die Setzung von Urteilen so weit wie möglich auszusetzen und dabei die Grenzen zwischen dem Sichtbaren und dem Sagbaren auszuloten. Die phänomenologische Methode hat das Ziel, sich der Welt zu öffnen, die sich als das Sichtbare zeigt und zugleich verschließt und verschattet. In dieser Doppelbewegung zwischen Erscheinung und Verbergung, zwischen Aktivität und Passivität, zwischen Sehen-lassen und Sehen-können, bewegt sich die phänomenologische Haltung – eine Haltung und ein Stil der Welt und den Anderen gegenüber, die sich darin übt, die jeweils andere Erfahrungsweise als andere gelten zu lassen und zugleich diese Geltungsansprüche überprüft.

Ausarbeitung für das Potential dieses operativen Zugangs in der qualitativen Bildungsforschung steht noch aus. Vielleicht ist aber bisher ein Gedanke deutlich geworden: Reflexive Empirie in diesem Sinne befragt ihre eigenen Methoden und Operationen kritisch, indem beispielsweise wie gezeigt, ihre blinden Flecken kritisch aufgewiesen und die Grenzen konventionelle Verfahren benannt werden. Sie kann auch, wie gezeigt, neue Gegenstände hervorbringen, indem sie reflektiert die Performativität der Forschung und die Veränderung des Gegenstandes. Das wäre m.E. noch ein guter Anknüpfungspunkt zu den operativen Begriffen.

## Literaturverzeichnis

- Boehm, Gottfried (2007): *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*. 1. Aufl. Berlin: Berlin Univ. Press.
- Bohnsack, Ralf (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 8. Aufl. Opladen [u.a.]: Budrich (UTB, 8242).
- Breidenstein, Georg; Hirschauer, Stefan; Kalthoff, Herbert (Hg.) (2013): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UTB (UTB : Sozialwissenschaften, Kulturwissenschaften, 3979).
- Brinkmann, Malte (2010): *Phänomenologische Forschungen in der Erziehungswissenschaft*. In: Malte Brinkmann (Hg.): *Erziehung. Phänomenologische Perspektiven*. Würzburg: Königshausen u. Neumann, S. 7–19.
- Brinkmann, M. (2014a): *Verstehen, Auslegen und Beschreiben zwischen Hermeneutik und Phänomenologie. Zum Verhältnis und zur Differenz von hermeneutischer Rekonstruktion und phänomenologischer Deskription am Beispiel von Günther Bucks Hermeneutik und Erfahrung*. In: Schenk, S./Pauls, T. (Hrsg.): *Aus Erfahrung lernen. Anschlüsse an Günther Buck*. Paderborn: Schöningh, S. 199-222.
- Brinkmann, Malte (2015): *Phänomenologische Methodologie und Empire in der Pädagogik. Ein systematischer Entwurf für die Rekonstruktion pädagogischer Erfahrungen*. In: Malte Brinkmann, Richard Kubac und Severin Sales Rödel (Hg.): *Pädagogische Erfahrung. Theoretische und empirische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS (Phänomenologische Erziehungswissenschaft), S. 33–59.
- Brinkmann, Malte (2017): *Phänomenologische Erziehungswissenschaft. Ein systematischer Überblick von ihren Anfängen bis heute*. In: Malte Brinkmann, Marc Fabian Buck und Severin Sales Rödel (Hg.): *Pädagogik - Phänomenologie. Verhältnisbestimmungen und Herausforderungen*. Wiesbaden: Springer VS, S. 17–46.
- Brinkmann, Malte (2018, in Vorbereitung). *Körper, Leib, Reflexion – Leibliche Erfahrung im "Modus des Könnens"*. In *Schriftenreihe zur Bildungs- und Erziehungsphilosophie*, hrsg. Christiane Thompson, Markus Rieger-Ladich und Rita Casale. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Brinkmann, Malte; Rödel, Severin Sales (2017): *Pädagogisch-phänomenologische Videographie. Zeigen, Aufmerken, Interattentionalität*. In: Christine Moritz und Michael Corsten (Hg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse. Method(olog)ische Herausforderungen – forschungspraktische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Buck, Günther (1989): *Lernen und Erfahrung - Epagogik. Zum Begriff der didaktischen Induktion*. 3., z. T. erw. Aufl., hrsg. u. mit e. Vorw. vers. v. Ernst Vollrath. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Culler, Jonathan (1999): *Dekonstruktion: Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. In: *Dekonstruktion, Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie, Jonathan Culler. Aus dem Amerikan. von Manfred Mombberger* 55635.
- Derrida, Jacques: *Signatur Ereignis Kontext.*: Limited Inc.

- Dilthey, Wilhelm (1997): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. 5. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 354).
- Egerton, Samuel Y. (2002): Die Entdeckung der Perspektive. München.
- Fink, Eugen (1978): Grundfragen der systematischen Pädagogik: hg. v. E. Schütz und F.A. Schwarz. Freiburg i.Br.
- Fink, Eugen (1985): Einleitung in die Philosophie: hg.v. F.A.Schwarz. Würzburg.
- Fink, Eugen (2004a): Operative Begriffe in Husserls Phänomenologie. In: Schwarz, F.-A. (Hg.): Nähe und Distanz. Phänomenologische Vorträge und Aufsätze. Freiburg i.Br. S. 180–204.
- Fink, Eugen (2004b): Phänomenologische Probleme der Verfremdung. In: Schwarz, F.-A. (Hg.): Nähe und Distanz. Phänomenologische Vorträge und Aufsätze. Freiburg i.Br. S. 250–267.
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge: Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses: Übers. v. W. Seitter. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses [1975]. Frankfurt a. M: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch).
- Gadamer, Hans-Georg (1990): Hermeneutik I. Wahrheit und Methode. Grundzüge e. philosoph. Hermeneutik. 6. Aufl. Tübingen: Mohr (Gesammelte Werke, 1).
- Heidegger, Martin (1962): Die Frage nach dem Ding. Zu Kants Lehre von den transzendentalen Grundsätzen. Tübingen.
- Heidegger, Martin (1968): Über den "Humanismus". Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Heidegger, Martin (1994): Prolegomena zur Geschichte des Zeitbegriffs. hg. v. Petra Jaeger. 3. Aufl. Frankfurt am Main: V. Klostermann (Gesamtausgabe. II. Abteilung, Vorlesungen 1923-1944 / Martin Heidegger, 20).
- Heidegger, Martin (1996): Die Technik und die Kehre. 9. Aufl. Stuttgart: Neske (Opuscula aus Wissenschaft und Dichtung, 1).
- Heidegger, Martin (1999): Identität und Differenz. 11. Aufl. Stuttgart: Neske.
- Heidegger, Martin (2006): Sein und Zeit. 19. Aufl., unveränd. Nachdr. der 15., an Hand der Gesamtausg. durchges. Aufl. mit den Randbemerkungen aus dem Handex. des Autors im Anh. Tübingen: Niemeyer.
- Husserl, Edmund (1950 ff): Ideen einer reinen Philosophie und phänomenologischen Philosophie, Erstes Buch: Allgemeine Einführung die reine Phänomenologie in zu: hg. v. M. Biemel. In: Husserliana: Gesammelte Werke. Den Haag.
- Husserl, Edmund/Landgrebe, Ludwig (1999): Erfahrung und Urteil: Untersuchungen zur Genealogie der Logik. Hamburg.
- Kalthoff, H. (2006): Beobachtung und Ethnographie. In: Ayaß, Ruth/Bergmann, Jörg (Hg.)(2006): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek, S.146-182.
- Kalthoff, Herbert (2006): Beobachtung und Ethnographie. In: Ruth Ayass und Jörg R. Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Originalausg. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch, S. 146–182.
- Kalthoff, Herbert (Hg.) (2008): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt, M: Suhrkamp.

Loch, Werner (1998): Die Allgemeine Pädagogik in phänomenologischer Hinsicht. In: Brinkmann, W./Petersen, J. (Hg.): Theorien und Modelle der Allgemeinen Pädagogik. Eine Orientierungshilfe für Studierende der Pädagogik und in der pädagogischen Praxis Tätige. Donauwörth. S. 308–333.

Loch, Werner (1998): Die Allgemeine Pädagogik in phänomenologischer Hinsicht. In: Brinkmann, W./Petersen, J. (Hg.): Theorien und Modelle der Allgemeinen Pädagogik. Eine Orientierungshilfe für Studierende der Pädagogik und in der pädagogischen Praxis Tätige. Donauwörth. S. 308–333.

Luhmann, N. (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Merleau-Ponty, Maurice (1974): Phänomenologie der Wahrnehmung. Übers. v. W. Böhm. Berlin (Phänomenologisch-psychologische Forschungen).

Merleau-Ponty, Maurice (1986): Das Sichtbare und das Unsichtbare. Gefolgt von Arbeitsnotizen. München: W. Fink.

Meseth, Wolfgang; Dinkelaker, Jörg; Neumann, Sascha; Rabenstein, Kerstin; Dörner, Olaf; Hummrich, Merle; Kunze, Katharina (Hg.) (2016): Empirie des Pädagogischen und Empirie der Erziehungswissenschaft. Beobachtungen erziehungswissenschaftlicher Forschung (Klinkhardt forschung. Beiträge zur historischen und systematischen Schulbuch- und Bildungsmedienforschung, 40).

Meyer-Drawe, Käte (1986): Zähmung eines wilden Denkens? Piaget und Merleau-Ponty zur Entwicklung kindlicher Rationalität. In: Alexandre Métraux und Bernhard Waldenfels (Hg.): Leibhaftige Vernunft. Spuren von Merleau-Pontys Denken. München: Fink (Übergänge), S. 258–275.

Meyer-Drawe, Käte (2002): Leibhaftige Vernunft - Skizze einer Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Gertrud Beck, Marcus Rauterberg, Gerold Scholz und Kristin Westphal (Hg.): Sache(n) des Sachunterrichts: Dokumentation einer Tagungsreihe 1997 - 2000. Frankfurt a. M: Johann Wolfgang Goethe-Universität, S. 13–25.

Miethe, Ingrid; Müller, Hans-Rüdiger (Hg.) (2012): Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich.

Nietzsche, Friedrich (1988): Jenseits von Gut und Böse; Zur Genealogie der Moral: Kritische Studienausgabe Bd. 5. München, Berlin, New York: Deutscher Taschenbuch and W. de Gruyter (Deutscher Taschenbuch Verlag).

Oevermann, Ulrich (2002): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Arno Combe und Werner Helsper (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1230), S. 70–182.

Polanyi, Michael (1985): Implizites Wissen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (/Suhrkamp-Taschenbuch / Wissenschaft] Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 543).

Reh, Sabine (2012): Beobachten und aufmerksames Wahrnehmen. Aspekte einer Geschichte des Beobachtens, in: De Boer, H./Reh, S. (Hrsg.): Beobachtung in der Schule – Beobachten lernen. Wiesbaden: Springer, S. 3-25.

Rödel, Severin S. (2017): *Negativität und Scheitern. Zum Problem der Freilegung eines Phänomens*. In: BRINKMANN, Malte / RÖDEL, Severin S. / BUCK, Marc F. (Hrsg.): *Pädagogik – Phänomenologie. Phänomenologie – Pädagogik. Verhältnisbestimmungen und Herausforderungen*. Wiesbaden: Springer.

Schäfer, Alfred; Thompson, Christiane (2014b): Arbeit am Begriff der Empirie – eine Einleitung. In: Alfred Schäfer und Christiane Thompson (Hg.): Arbeit am Begriff der Empirie. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität (Wittenberger Gespräche, 2), S. 7–28.

Schäfer, Alfred; Thompson, Christiane (Hg.) (2014a): Arbeit am Begriff der Empirie. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität (Wittenberger Gespräche, 2).

Schatzki, Theodore R. (2008): *Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social*. Cambridge: Cambridge University Press.

Schatzki, Theodore R.; Knorr-Cetina, K.; Savigny, Eike von (2001): *The practice turn in contemporary theory*. London, New York: Routledge.

Waldenfels, Bernhard (2005): *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*. Frankfurt a. M: Suhrkamp

Wernet, Andreas (2009): *Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss. (Qualitative Sozialforschung, 11).

Wiesing, Lambert (2013): *Sehen lassen. Die Praxis des Zeigens*. Berlin.

Wimmer, Michael (2006): *Dekonstruktion und Erziehung. Studien zum Paradoxieproblem in der Pädagogik*. Bielefeld: transcript (Theorie bilden, 6).